

## Epilog

Als Carlyle im Frühjahr 1840 seine Vorlesungen über „Heroes, Hero-Worship and the Heroic in History“ hielt, eröffnete er seine Vorträge mit der Bemerkung: „I am well aware that in these days Hero-Worship, the thing I call Hero-Worship, professes to have gone out, and finally ceased“.<sup>1</sup> Die Feststellung, die Gegenwart sei ein postheroisches Zeitalter und wahlweise die Klage darüber oder der Ausdruck der Genugtuung über die endgültige Erledigung eines Ideals und eines Lebensentwurfs, die als verstörend empfunden werden, ist also nichts grundsätzlich Neues, auch wenn diese Feststellung in der Vergangenheit oft nur der Ausgangspunkt dafür war, eine Rückkehr zu den heroischen Vorbildern der Vergangenheit zu fordern oder aber die Figur des Helden ganz neu zu definieren, um sie so zu erneuern. In der Tat blieb auch Carlyle bei dieser Aussage nicht stehen, sondern entwarf ein Szenario, das es als möglich erscheinen ließ, aus jedem einzelnen Menschen einen Helden werden zu lassen: „If Hero mean *sincere man*, why may not every one of us be a Hero?“ Wenn man von einer solchen Definition des Helden ausgehe, dann sei es durchaus denkbar, dass eine ganze Nation eine „nation of heroes“ werden könne, nämlich „a believing nation. There needs not a great soul to make a hero; there needs a god-created soul which will be true to its origin“. Eine solche „nation of heroes“ war nach Carlyles Ansicht sein eigenes Volk gewesen, die Schotten, als es in der Zeit der Reformation von John Knox geführt wurde.<sup>2</sup>

Carlyles Verortungen der Figur des Helden in seiner eigenen Epoche zeigen die widersprüchliche Haltung des 19. Jahrhunderts zur Gestalt des Helden, die sich in anderer Form auch noch bis zur Mitte des 20. Jahrhundert finden lässt und in den USA und in Großbritannien in stark abgeschwächter Form vielleicht sogar noch in der Gegenwart, da man sich hier nie vorbehaltlos auf ein postheroisches Selbstbild eingelassen hat. Einerseits kennzeichnet das 19. Jahrhundert eine Klage über den Verlust an heroischer Größe, über eine scheinbar unaufhaltbare Dekadenz, andererseits der Appell an die Nation, zu einem Volk von Helden zu werden. Ein solcher Appell wäre in der ständischen Gesellschaft das Ancien Régime kaum vorstellbar gewesen, denn die heroische Selbstinszenierung war letztlich einer Elite vorbehalten. Insbesondere der kriegerische Held war fast schon notwendigerweise ein Mann von Stand, allenfalls in genossenschaftlich organisierten oder republikanischen Staatswesen wie der Schweiz mochte das anders aussehen. Erst Mitte des 18. Jahrhunderts begann sich diese Einengung der Zuschreibung heroischer Eigenschaften nach ständischen Kriterien partiell aufzulösen, ein Prozess, der jedoch in Frankreich erst durch die Französische Revoluti-

<sup>1</sup> Thomas Carlyle, On Heroes, Hero-Worship and the Heroic in History, in: David R. Sorenson / Brent E. Kinser (Hrsg.), Thomas Carlyle. On Heroes, Hero-Worship and the Heroic in History (Rethinking the Western Tradition), New Haven, CT 2013, S. 21–195, hier S. 29.

<sup>2</sup> Ebd. S. 112, S. 113.

on vollendet wurde. Vor der Revolution gab es zwar, um eine Formulierung Herfried Münklers zu verwenden, heroische Gemeinschaften, aber kaum heroische Gesellschaften und hierin lag ein wesentlicher Unterschied.<sup>3</sup>

Die Verbürgerlichung und Demokratisierung der Figur des Helden seit dem späten 18. Jahrhundert hatte und hat eine ambivalente Wirkung: Auf der einen Seite kann nun jeder für sich in Anspruch nehmen, ein potenzieller Held zu sein. Herkunft und das, was man im Englischen „breeding“ nennen würde, spielen dafür keine entscheidende Rolle mehr. Die Selbstvergewisserung mit Blick auf die eigene Heldenrolle erfolgt nun auch nicht mehr wirklich in der Kategorie des Ruhmes, sondern einerseits in der einer sehr viel kurzlebigeren Berühmtheit (*célebrité*) und andererseits im persönlichen Erleben einer bis zum äußersten gehenden Herausforderung, die im kriegerischen Kampf ebenso bestehen kann wie in anderen Formen der Gefahr, des Opfers oder überhaupt nur einer als extrem empfundenen Lebenssituation. Die Auseinandersetzung mit dieser Herausforderung wird an sich schon als heroische Leistung und zugleich als Prozess der Selbstfindung stilisiert, die heroische Tat als solche tritt im Verhältnis dazu zurück. Damit wird auch dem Umstand Rechnung getragen, dass in einer zunehmend technisierten und komplexer werdenden Welt der Einzelne nur noch eine begrenzte Möglichkeit hat, in entscheidender Weise in das Geschehen einzutreten und eine rettende Tat von übergreifender Bedeutung zu vollbringen, im Krieg ebenso wie im Frieden.<sup>4</sup>

Diese Ambivalenz zwischen der Banalisierung des Heroischen – sichtbar zum Beispiel auch in den Verfallsformen des politischen Duells in Frankreich im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert<sup>–5</sup> und der omnipräsenen Faszination durch das Heroische, die sich zugleich mit dem Versuch verbindet, heroische Ideale für die Nation oder politische Bewegungen in Dienst zu nehmen, kennzeichnet die europäische Geschichte zwischen Französischer Revolution und dem Ende des Zweiten Weltkrieges fast durchgehend. Seit 1945 scheint hingegen der Gedanke eines heroischen Opfers für die Nation oder eine vergleichbare, mit missionarischem Eifer verfochtene Idee zunehmend diskreditiert zu sein. Das gilt zumindest für die Mehrzahl der europäischen Länder, mag auch Deutschland hier als Hochburg des Postheroischen noch einmal einen Sonderfall bilden. In der Populärkultur bleiben Versatzstücke älterer heroischer Traditionen dennoch oft präsent, auch wenn sie nicht notwendigerweise aus der eigenen Geschichte oder Kultur stammen. Der Umgang mit solchen kulturellen Reminiszenzen mag oft rein spielerisch oder halb-ironisch erscheinen, kann aber in bestimmten Situationen offenbar doch politisch relevant werden. Die Faszination, die von der heroischen Militanz des radikalen Islam ausgeht und die auch Nicht-Muslime in ihren Bann

<sup>3</sup> Vgl. Münker, Heroische und postheroische Gesellschaften.

<sup>4</sup> Vgl. Harari, The Ultimate Experience.

<sup>5</sup> Vgl. Stephan Geifes, Das Duell in Frankreich 1789–1830. Zum Wandel von Diskurs und Praxis in Revolution, Kaiserreich und Restauration (Pariser Historische Studien; 102), München 2013, S. 303–326.

schlägt und zur Konversion bewegen kann, erklärt sich zum Teil auf diese Weise. Der radikale dschihadistische Islam bedient jedenfalls offenbar ein Bedürfnis seiner Anhänger zur theatralischen, heroischen Selbstinszenierung. Dass diese Selbstinszenierung in der islamischen Welt so oft in einer gewaltsamen Form erfolgt, mag auch daran liegen, dass die fehlende Demokratisierung der Politik den Heiligen Krieg als die einzige mögliche Bühne für denjenigen erscheinen lässt, der sich selbst als Held sehen will.<sup>6</sup>

Jenseits dieser sehr spezifischen Herausforderung der postheroischen Gesellschaften der Gegenwart durch einen radikalen Gegenentwurf, der ihnen aber vielleicht in seiner sehr modernen Kritik an der Moderne verwandter ist, als ihnen lieb sein kann, bleiben die heroischen Mythen der Vergangenheit in der Gegenwart aber auch noch in anderer Weise präsent. Auch jetzt noch können sie, wie in der Einleitung zu diesem Essay in Anlehnung an Hans Blumenberg betont wurde, als Präfiguration aktueller Entscheidungssituationen interpretiert werden.<sup>7</sup> Die anti-heroische *Appeasement*-Politik eines Chamberlain in den 1930er Jahren wird auch heute noch regelmäßig herangezogen, wenn es gilt, im Kontrast zu diesem Bild einer vermeintlich jämmerlichen Feigheit eine Haltung der kriegerischen Entschlossenheit zu begründen, gleichgültig, ob es nun um den Irak, die Ukraine oder vielleicht auch den radikalen Islamismus geht. Das leuchtende Gegenbeispiel, dem man folgen will, ist dann der heroische Kämpfer Churchill, der sich seinerseits an der Präfiguration orientiert haben mag, die ihm das Leben des ersten Herzogs von Marlborough, John Churchill, bot (immerhin war er Autor einer Biographie seines Urahnen).<sup>8</sup> Auf Winston Churchills Beispiel als Präfiguration der Gegenwart zu verweisen, kann noch heute leicht jedes politische Argument ersetzen, obwohl Churchill sich vor 1939/40 eher als archaischer Imperialist ganz alter Schule und

<sup>6</sup> Dazu Yassin al-Haj Saleh, Du djihadisme salafiste en tant que phénomène théâtral, <http://souriahouria.com/du-djihadisme-salafiste-en-tant-que-phenomene-theatral-par-yassine-al-hajj-salih/>, 20. Juli 2015. Der Autor ist ein früherer Kommunist und syrischer Oppositioneller, der lange Jahre in syrischen Gefängnissen zugebracht hat. Über die Sehnsucht nach dem Heroischen, die die Anhänger des sogenannten Islamischen Staates motiviert, sagt er „Je pense que la base générale de l'ensemble de cette giga-pièce de théâtre, c'est la quête de l'héroïsme ou de la gloire. C'est là une motivation humaine universelle, qui peut pousser à des hauts faits pleins de noblesse ou à des crimes épouvantables. La modernité a généralisé l'héroïsme, elle l'a démocratisé. La gloire est produite en masse et le héros peut être n'importe qui. Mais, chez la plupart des Arabes et des musulmans contemporains, la production d'héroïsme est de piètre qualité: les militaires héroïques se comptent sur les doigts d'une main, la littérature et l'art permettent rarement de gagner sa croûte. Les sportifs de haut niveau sont extrêmement peu nombreux, le sport professionnel étant aujourd'hui une question d'industrie et d'investissement. La lutte politique est universellement réprimée et coûte extrêmement cher“.

<sup>7</sup> Siehe S. 15.

<sup>8</sup> Der englisch-amerikanische Film „The Gathering Storm“ von 2002 (Regie: Richard Loncraine), der Churchills Kampf gegen die *Appeasement*-Politik Chamberlains darstellt, beginnt im Übrigen mit einer Szene, in der Churchill in einer Art Vision oder Traum seinen Vorfahren, den Herzog vom Marlborough, auf einem Schlachtfeld (wohl dem von Höchstädt / Blenheim) sieht. Marlboroughs Kampf gegen Frankreich erscheint hier explizit als die Präfiguration von Churchills Kampf gegen das Deutschland Hitlers.

als politisch-militärischer Vabanquespieler einen Namen gemacht hatte, aber diese Schattenseiten werden durch den Mythos des heroischen Siegers überstrahlt.

In Ländern mit politischen Kulturen, die stark durch den Rekurs auf heroische Gründungsväter, Gesetzgeber und Stifter einer neuen Ordnung, eines *novus ordo saecorum*, konstituiert werden, wie das besonders für die USA gilt, kann in ähnlicher Weise die Beschwörung der großen Taten und des Lebens einer dieser Figuren, sei es nun Lincoln, der noch jüngst (2012) von Spielberg in einem Historiendrama ganz affirmativ verherrlicht wurde, oder seien es Washington und Jefferson, jeder Diskussion eine neue Wendung geben. Diese persuasive Kraft der heroischen Präfiguration ist also auch in einem Zeitalter, in dem sich kaum eine westliche Nation noch als explizit heroische Gesellschaft definiert, keineswegs ganz verschwunden. Allerdings gibt es Nationalstaaten, in denen es schwerfällt oder gänzlich unmöglich ist, auf solche Mythen zurückzugreifen – und Deutschland gehört sicherlich zu diesen Staaten –, aber in diesem Fall kann man durchaus Anleihen bei der Geschichte anderer Nationen machen, die scheinbar oder wirklich gradliniger verlaufen ist.

Der Carlylesche Appell an eine „nation of heroes“ erscheint uns heute dennoch befremdlich und ist durch die Exzesse des Nationalismus in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts diskreditiert, obwohl Carlyle bei seiner „nation of heroes“ nicht primär an den kriegerischen Heroismus gedacht hatte. Vorbild für das Carlylesche Volk von Helden waren ja nicht etwa die antiken Spartiaten oder die revolutionären Volksmassen Frankreichs in den 1790er Jahren, sondern das Schottland der 1560er Jahre. Das Heroische lag hier weniger in der Bereitschaft zum militärischen Kampf – was nicht heißt, dass das Schottland des 16. Jahrhunderts eine friedliche Gesellschaft gewesen wäre –, sondern im Bekenntnis zur eigenen religiösen Überzeugung und in der Entschlossenheit, das gesamte Leben an dieser Überzeugung auszurichten. Die religiöse Leidenschaft und das Religiöse an sich nahmen in Carlyles Vorträgen ohnehin einen großen Raum ein, denn er eröffnete sie mit langen Ausführungen über „The Hero as Divinity“, an die sich ein Abschnitt über „The Hero as Prophet“ anschloss, in dessen Mittelpunkt der Prophet Mohammed und der Islam standen. Carlyles Bemerkungen zum Islam waren genauso subjektiv gefärbt wie die anderen Abschnitte seiner Abhandlung über Helden, aber sie zeigten immerhin eine für die damalige Zeit eher ungewöhnliche Bereitschaft, den Islam als geistige Kraft ernst zu nehmen, und antizipieren zugleich bis zu einem gewissen Grade die Spannungen des späten 20. und frühen 21. Jahrhunderts, die sich, wie bereits betont, zum Teil auch durch den Gegensatz zwischen religiösen Bewegungen im Islam, welche die heroische Vergangenheit der eigenen Religion noch nicht *ad acta* gelegt haben, und den postheroischen Gesellschaften des Westen erklären.<sup>9</sup>

<sup>9</sup> Vgl. David R. Sorensen, In Defence of “Religiosity”: Carlyle, Mahomet and the Force of Faith in History, in: David R. Sorensen / Brent E. Kinser (Hrsg.), Thomas Carlyle. On Heroes, Hero-Worship and the Heroic in History (Rethinking the Western Tradition), New Haven, CT 2013, S. 209–221.

In der Frühen Neuzeit Europas war der Versuch, über alle Standesunterschiede hinweg eine ganze Gesellschaft auf einen Lebensentwurf der heroischen Frömmigkeit auszurichten, wie es John Knox in Schottland ebenso versuchte wie die Prediger und Theologen der Katholischen Liga in Paris und zum Teil auch sonst in Frankreich in der Endphase der Religionskriege, freilich eher die Ausnahme als die Regel. Dort, wo er unternommen wurde, wohnte ihm eine erhebliche subversive Kraft inne, wie Maria Stuart ebenso wie Heinrich III. erfahren mussten, auch wenn die schottische Königin in Schottland noch mit dem Leben davon kam und erst im Exil 20 Jahre nach der Flucht aus ihrer Heimat hingerichtet wurde. Der religiöse Radikalismus der schottischen Presbyterianer ebenso wie der der Heiligen Liga in Frankreich stellte die Autorität der weltlichen Obrigkeit infrage. Ihn zu kanalisieren und zu sublimieren war – wie wir gesehen haben – die Herausforderung, vor der monarchische Herrschaft in der ersten Hälfte des 17. Jahrhundert stand. In Frankreich gelang das bis zu einem gewissen Grade, in England deutlich weniger gut. Eine subversive Kraft konnte aber nicht nur eine religiöse Gemeinschaft mit dem Anspruch entfalten, eine ganze Nation in eine heroische Gesellschaft zu verwandeln, sondern auch Einzelne, die für sich eine besondere Mission beanspruchten. Die Selbstmordattentäter, denen Heinrich III. und Heinrich IV. von Frankreich zum Opfer fielen, waren solche Helden des Widerstandes gegen einen häretischen Tyrannen, jedenfalls aus der Sicht ihrer Anhänger. Und weil sie heroische Figuren waren, „*homines a deo excitati*“<sup>10</sup> war ihnen das gestattet – so zumindest sahen es die Vertreter einer konfessionellen Militanz –, was normalen Sterblichen nicht erlaubt war, nämlich einen gesalbten Monarchen anzugreifen und zur Rechenschaft zu ziehen.

„Helden“ des Widerstandes wie Jacques Clément oder Ravaillac oder andere heroische Figuren, denen das Recht zur „single rebellion“ – wie Milton es in einem protestantischen Kontext formulierte – zugeschrieben wurde,<sup>11</sup> mochten absolute Ausnahmehrscheinungen sein, aber auch der adelige Held war nicht ohne Spannungen in das frühneuzeitliche System monarchischer Herrschaft integrierbar. Die Konflikte zwischen Elisabeth I. und ihren männlichen Höflingen, zu denen Philip Sidney ebenso wie der zweite Earl Essex gehörten, zeigen recht deutlich, dass das Charisma des heroischen Kriegers oder des Adligen, der sich erfolgreich als solcher stilisierte, für eine Herrscherin, die ihre Truppen nicht selbst in die Schlacht führen konnte, oder aber später für einen König wie Jakob I., der nicht dazu gewillt war und sich selbst lieber als *rex pacificus* darstellte, eine erhebliche Herausforderung war.

<sup>10</sup> Zur Figur des *vir heroicus* als Tyrannenmörder siehe Robert von Friedeburg, Bausteine widerstandsrechtlicher Argumente in der frühen Neuzeit (1523–1668): Konfessionen, klassische Verfassungsvorbilder, Naturrecht, direkter Befehl Gottes, historische Rechte der Gemeinwesen, in: Christoph Strohm / Heinrich de Wall (Hrsg.), Konfessionalität und Jurisprudenz in der frühen Neuzeit (Historische Forschungen; 89), Berlin 2009, S. 115–166, hier S. 143–146.

<sup>11</sup> R. W. Serjeantson, Samson Agonistes and ‘Single Rebellion’, in: Nicholas McDowell / Nigel Smith (Hrsg.), The Oxford Handbook of Milton, Oxford 2009, S. 613–631.

Das Problem, vor dem die Herrscher Frankreichs ebenso wie Englands standen, war, den heroischen Adligen in die bestehende politische Ordnung zu integrieren, ohne ihm seine Aura ganz zu nehmen, denn dann wurde er für diese Ordnung als Symbolfigur wertlos. In Frankreich gelang dies nach der Fronde bis zu einem gewissen Grade. Männer wie Condé mochten auch noch unter Ludwig XIV. über subtile Methoden verfügen, um auch jene Heldenataten im Bewusstsein der Zeitgenossen präsent zu halten, die sie nicht im Dienst der Krone, sondern gewissermaßen auf eigene Faust, wenn nicht sogar im Konflikt mit der Krone vollbracht hatten. Aber offiziell galt nun der König als die alle anderen überragende heroische Figur – und dies in Zweifel zu ziehen, war riskant. Zwar bestand, wie wir gesehen haben, gerade im Krieg weiter ein Bedarf an adligen Helden, auch an solchen, die ihren Glanz gerade dem Umstand verdankten, dass sie sich in entscheidenden Momenten nicht an die Regeln der Disziplin hielten, sondern eher die Maßlosigkeit der heroischen Tat verkörperten. Aber es war dennoch deutlich schwieriger geworden, sich selbst öffentlich als Held zu inszenieren. Das galt grundsätzlich für England ebenso wie für Frankreich, aber in England trugen die neuen Vorstellungen von *politeness* und das *gentleman*-Ideal des frühen 18. Jahrhunderts doch dazu bei, den adligen Helden, der allzu leicht mit dem *restoration rake* assoziiert werden konnte – jedenfalls in seiner royalistischen Variante –, mit den Umgangsformen der urbanen *commercial society* zu versöhnen. Die Figur des *gentleman* war in ihrer sozialen Verortung unscharf genug, um die heroische Selbstinszenierung nicht als ausschließliches Privileg einer Kriegerkaste erscheinen zu lassen.

Im Kontext der verstärkten Suche nach Nationalhelden, in denen die Nation sich wiederzuerkennen vermochte, veränderten sich freilich auch in England die maßgeblichen Modelle des Heroischen. Die eine große Tat und der heroische Tod konnten jetzt wichtiger werden als eine in sich konsistente brillante Karriere oder die von Geburt an sichtbare und bei allen Gelegenheiten demonstrierte Überlegenheit. In der Zeit der Kriege gegen Frankreich brachte die eingeschränkte Monarchie England dann ihren eigenen Typus des Helden hervor, für den nicht zuletzt charakteristisch war, dass er nach vollbrachter Tat in das zivile Leben zurückkehrte, – dass er zwar nicht wie ein Washington zum bloßen Bürger wurde, aber doch zu einem Gleichen unter Gleichen innerhalb der Elite, die das Land regierte.<sup>12</sup> Dafür war nicht zuletzt der Herzog von Wellington zu Beginn des 19. Jahrhunderts ein bezeichnendes Beispiel. Indem man seine Biographie entsprechend retuschierte, konnte aus dem anglo-irischen Adligen und aus einem Militär mit zum Teil eher rustikalen Umgangsformen eine nationale Symbolfigur werden, in der ein spezifisch englisches Ideal von Männlichkeit ebenso seine Verkörperung fand wie die viktorianische Vision einer neuen *muscular Christianity*.<sup>13</sup>

<sup>12</sup> Vgl. Iain Pears, The Gentleman and the Hero: Wellington and Napoleon in the Nineteenth Century, in: Roy Sydney Porter (Hrsg.), *Myths of the English*, Cambridge 1992, S. 216–236.

<sup>13</sup> Peter W. Sinnema, *The Wake of Wellington: Englishness in 1852*, Athens, OH 2006. Zur Verbindung von evangelikalem Christentum und Bellizismus siehe Leonhard, Bellizismus

Wellington war ein Schlachtensieger, der sich nach 1815 in den Alltag der englischen Politik integriert hatte, sogar kurzfristig das Amt des Premierministers bekleidete und dabei immerhin das Gesetz zur Katholikenemanzipation durch das Parlament brachte. Diese Reintegration des Helden in den Alltag gelang dem revolutionären Frankreich hingegen mit Napoleon gerade nicht. Und die Spannungen zwischen heroisierten Führerfiguren mit cäsaristischen Ambitionen, von Napoleon Bonaparte über Napoleon III. bis hin zu General Boulanger (gest. 1891) oder, wenn man so will, auch bis zu Pétain und De Gaulle, und einem Verfassungsgefüge, daswahlweise von gänzlich unheroischen Monarchen wie Ludwig XVIII. und dem Bürgerkönig oder politischen Funktionären bzw. bourgeois Provinzhonoriatoren dominiert wurde, blieben ein Charakteristikum der politischen Kultur Frankreichs von der napoleonischen Zeit bis in die 60er Jahre des vergangenen Jahrhunderts. Auch hier waren Helden nationale Symbolfiguren, aber aufgrund der inneren Spaltung des Landes seit den 1790er Jahren konnten sich fast nie alle Franzosen mit ihnen identifizieren. Oft spaltete der Heldenkult eher statt zu integrieren und noch heute hat jede politische Richtung ihre eigenen politischen Helden und Heldinnen von Jeanne d'Arc und Chlodwig – vielleicht auch Ludwig XIV. – auf der einen Seite bis hin zu Robespierre oder Jean Jaurès und Dreyfus auf der anderen Seite.

Ein Problem, das Frankreich und England im 18. Jahrhundert jedoch teilten, war, überhaupt eine angemessene Bild- und Stilsprache für den Ausdruck heroischer Größe zu finden. Sollte man weiter auf das Repertoire römischer und generell antiker Helden zurückgreifen oder den Heros eher im zeitgenössischen Gewand darstellen, das seine Tat freilich auch leicht relativieren und banalisieren konnte, oder doch Anleihen bei der Welt des Rittertums machen? Für dieses Problem fand das Ancien Régime keine angemessene Lösung mehr und es ist in der Gegenwart vielleicht aktueller denn je, da Antike und Mittelalter nun endgültig ihre Vorbildfunktionen verloren haben.

Auch diese allmäßliche Selbstauflösung des traditionellen rhetorischen und bildlichen Vokabulars der Heroisierung gestattet es dann doch, für das 18. Jahrhundert, wenn schon nicht von einer Krise des Heroischen schlechthin – dem würde die prononcierte Konstruktion eines Kanons von Nationalhelden widersprechen, die seit der Mitte des 18. Jahrhunderts mit Nachdruck betrieben wurde –, so doch von der Abenddämmerung des traditionellen aristokratischen Heros zu sprechen, die daher auch ein Grundthema dieser Studie ist. Wie problematisch traditionelle Formen der heroischen Selbstinszenierung des Adels geworden waren, macht vor allem ein Blick auf das Duell deutlich. Dem Duell kam seit dem 16. Jahrhundert eine besondere Bedeutung als Praxis adliger Selbstbehauptung zu, in der heroische Entschlossenheit und Mut (*valeur*) demonstriert werden konnten. Am Ende, hier

---

und Nation, S. 469–472; vgl. ferner Donald E. Hall (Hrsg.), *Muscular Christianity. Embodiment the Victorian Age*, Cambridge 1994.

kann man Hervé Drévillon folgen, blieb vom Duell, zu dem man sich nicht mehr offen bekennen konnte, schon im späten 17. und noch mehr im 18. Jahrhundert allerdings nur noch die Gewalt als solche übrig.<sup>14</sup> Nur noch durch die nackte Gewalt – die selbst praktizierte, aber auch die Bereitschaft, sich der Gefahr eines gewaltsamen Todes im Kampf Mann gegen Mann auszusetzen – ließ sich die Glaubwürdigkeit des heroischen Lebensentwurfes unter Beweis stellen. Ein Diskurs, der diese soziale Praxis öffentlich hätte rechtfertigen können, stand aber faktisch nicht mehr zur Verfügung, denn Duele, die in aller Öffentlichkeit stattfanden und explizit als Manifestation adliger Autonomie gerechtfertigt wurden, waren ab der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Frankreich kaum noch möglich: „La valeur illustrée par le duel ne fonctionne vraiment que lorsqu'elle échappe à toute forme de reconnaissance.“<sup>15</sup> Schon bevor die von der Aufklärung vorgenommene Neudeinition heroischer Größe in Gestalt des *grand homme* den aristokratischen Helden infrage stellte oder zumindest seine Zähmung einforderte, sahen sich die Vertreter traditioneller Vorstellungen von adliger *valeur* und *générosité* somit genötigt, sich und ihre Wertvorstellungen gewissermaßen schweigend durch die bloße Tat in der gewaltsamen persönlichen Auseinandersetzung zu artikulieren.

Diese Praxis des Duells im 18. Jahrhundert lässt auf ihre Weise deutlich werden, vor welchen Problemen Gesellschaften stehen können, die für die heroische Selbstinszenierung von Eliten oder auch von anderen gesellschaftlichen Gruppen oder gar von Individuen nur einen eng begrenzten und reglementierten oder gar keinen Raum mehr bieten und auf diese Weise den Helden bzw. diejenigen, die sich dem Ideal einer *imitatio heroicæ* verpflichtet fühlen, letztlich sozial und kulturell marginalisieren. Sie geraten in Gefahr, eine Subkultur hervorzubringen, und unter Umständen eben auch eine Subkultur der Gewalt. Nun stellte das Duell des 18. Jahrhunderts die staatliche Ordnung nicht mehr wirklich infrage und wurde sogar stillschweigend geduldet. Ob dies – die relative Harmlosigkeit eines sich eher im Verborgenen in spezifischen sozialen Praktiken manifestierenden Gegenentwurfes zu den offiziellen Regeln – freilich für die Subkulturen heroischer Gewalt und einer aggressiven Männlichkeit, die es in den Gesellschaften der Gegenwart durchaus gibt, auch gilt, muss man dahingestellt sein lassen.<sup>16</sup> Indem diese Gesellschaften vor allem in Kontinentaleuropa glauben, ganz ohne heroische Leitbilder jenseits der Sphäre der Unterhaltungsindustrie und der Populärkultur auskommen zu können, riskieren sie möglicherweise auch die Kontrolle über das über Jahrhunder te hinweg stets präsente subversive Potenzial heroischer Lebensmodelle zu verlie-

<sup>14</sup> Drévillon, *Le dire et le fer*, S. 239–304, hier S. 303: „De cette pratique désormais inaccessible au discours, il ne reste plus que la violence. C'est-à-dire l'essentiel“.

<sup>15</sup> Ebd., „Der Mut, der durch das Duell demonstriert wird, kann sich auf diese Weise nur zeigen, wenn er sich jeder öffentlichen Anerkennung entzieht.“

<sup>16</sup> Vgl. Ahmet Toprak / Aladin El-Mafaalani, Eine Frage der Männlichkeit. Duele bei muslimischen Jugendlichen in Deutschland, in: Ulrike Ludwig [et al.] (Hrsg.), *Das Duell. Ehrenkämpfe vom Mittelalter bis zur Moderne*, Konstanz 2012, S. 49–60.

ren. Dass Helden Grenzgänger sind zwischen der Ordnung und den Werten, die sie verteidigen und verkörpern sollen, und der Revolte gegen eben diese Ordnung und diese Werte ist ja nichts grundsätzlich Neues und keine Entdeckung des 20. oder 21. Jahrhunderts, nur dass es der Gegenwart schwerer fällt als der Vergangenheit, mit diesem Grenzgängertum umzugehen. Damit werden jedoch auch jene Gruppen innerhalb der Gesellschaft zumindest in der eigenen Wahrnehmung marginalisiert, die gewissermaßen berufsbedingt darauf angewiesen sind, ihre gesellschaftliche Rolle durch den Bezug auf Modelle des Heroischen zu definieren, die ihr transgressives Potenzial nicht ganz verloren haben, wie es sich in der Affinität zu Gewalt und Gewalterfahrung, aber auch generell zum Tod zeigt. Das gilt etwa für das Militär, ganz besonders in einem Land wie Deutschland. Klagen darüber, in einer Gesellschaft zu leben, die dominiert sei vom „Misstrauen gegenüber jedem kriegerischem Altruismus“ und von der „Entzauberung des Helden an sich“, kennzeichnen die tiefe Entfremdung, die sich mittlerweile zum Beispiel zwischen Berufsoffizieren und der Gesellschaft, die sie theoretisch verteidigen sollen, ausgetragen hat.<sup>17</sup> Lapidar hat der Autor eines Beitrages in einem jüngst erschienenen einschlägigen Sammelband festgestellt: „Es findet [in der postheroischen Gesellschaft der Gegenwart, R. G. A.] eine Entzauberung des Helden an sich statt, welche auch eine fehlende Akzeptanz militärischer Verluste mit sich trägt. Diese werden nicht mehr als heroische Opfer, als Märtyrer sozusagen, betrachtet, sondern als tragische Opfer, als Victima.“ Und im selben Beitrag heißt es: „Die postheroische Gesellschaft ist nicht mehr in der Lage, sich mit dem Tod von Soldaten auseinanderzusetzen. Der Dienst am eigenen Land wird immer kritischer gesehen, gleichzeitig werden eigene Tote als Zeichen einer Niederlage gedeutet. [...] Der Tod wird vor allem mit der Gefahr einer Niederlage verbunden, weniger mit Solidarität.“<sup>18</sup>

Nun ist die Klage der Vertreter militärischer Eliten über die mangelnde Anerkennung, die ihnen von einer Gesellschaft zuteilwird, die sich ihren Idealen nicht verpflichtet weiß, immer schon weit verbreitet gewesen, wie dies ja auch diese knappe Studie gezeigt hat. Sie findet sich bei Philip Sidney und dem zweiten Earl of Essex und den Protagonisten der Fronde ebenso wie später beim Herzog von Marlborough, dessen Karriere von seinen politischen Gegnern dem Ziel eines raschen Friedens mit Frankreich geopfert wurde. Das postheroische Selbstbild der europäischen oder zumindest kontinentaleuropäischen Gesellschaften der Gegenwart hat hier aber doch noch einmal eine neue Situation geschaffen. Bedeutsamer

<sup>17</sup> Gerald Wagner, Keiner weiß, wie der Landser tickt, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 25. Februar 2015, S. N 4. Es handelt sich um eine Auseinandersetzung mit dem Buch: Marcel Bohnert / Lukas J. Reitstetter (Hrsg.), Armee im Aufbruch: Zur Gedankenwelt junger Offiziere in den Kampftruppen der Bundeswehr, Berlin 2014. Einfache Anführungsstriche kennzeichnen Zitate aus dem Buch, doppelte aus dem Zeitungsartikel.

<sup>18</sup> Jan-Philipp Birkhoff, Führen trotz Auftrag. Zur Rolle des militärischen Führers in der postheroischen Gesellschaft, in: Marcel Bohnert / Lukas J. Reitstetter (Hrsg.), Armee im Aufbruch. Zur Gedankenwelt junger Offiziere in den Kampftruppen der Bundeswehr, Berlin 2014, S. 105–128, hier S. 108, S. 125.

vielleicht als die Klagen von Soldaten über die mangelnde Anerkennung ihrer Rolle ist dabei aber der Umstand, dass die Wertesordnung dieser Gesellschaften langfristig durch einen Gegenentwurf, der seine persuasive Kraft aus ganz anderen kulturellen Traditionen als den westlichen bezieht, herausgefordert werden könnte. Ihre eigenen, so stark auf den Kult des leidenden Opfers fokussierten Ideale und die mit diesen Idealen verbundenen Ordnungsvorstellungen könnten sehr viel nachhaltiger infrage gestellt und destabilisiert werden, als uns dies heute noch möglich erscheint. Denn am Ende mag „la quête de l'héroïsme ou de la gloire“ („die Suche nach Heroismus oder Ruhm“) eben doch eine Konstante der menschlichen Verortung in dieser Welt sein, ebenso wie das Bemühen, die Welt zur Bühne dieser performativen, Realität und Theater zur Deckung bringenden Selbstinszenierung werden zu lassen, auch wenn dies keine in jeder Hinsicht beruhigende Erkenntnis für eine Gesellschaft ist, die bis vor kurzem glaubte, Begriffe wie Opferbereitschaft und Heldentum, soweit sie nicht von ihren transgressiven Elementen gänzlich gereinigt und den Erwartungen einer eigentlich postheroischen Kultur angepasst waren, für immer hinter sich gelassen zu haben.<sup>19</sup>

---

<sup>19</sup> Vgl. al-Haj Saleh, *Du djihadisme salafiste en tant que phénomène théâtral*.